



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus Griechenland. 5. : Die heutigen Athener. - Die deutsche
Niederlassung in Irakli : Pfingsten am Pentelikon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

reichen Besuch auswärtiger Universitäten und älterer Commilitonen verstärkt waren; dazu die vielfältige Aufregung und Veranlassung zum Trinken während dieser Tage, die ja auch auf das reifere Alter nicht ohne Einfluß bleibt, und wenn man dann erwägt, daß nicht ein einziger Ton des Uebermuthes hörbar, nicht eine einzige Unart sichtbar geworden, so kann man unmöglich der Selbstbeherrschung und dem Takt der jungen Männer die höchste Anerkennung versagen. Die Universität Jena hat alle Ursache, wie des ganzen Festes, so besonders dieser letzteren Seite desselben mit freudigem Stolze zu gedenken. Sie hat in dem Benehmen ihrer Studentenschaft den schönsten Theil ihres Lebens und Wirkens gezeigt.

Die jenaischen Festtage sind vorüber, und die Zeitungen haben seitdem längst wieder von einem andern Fest berichtet, von dem Auszug der tausendsten Locomotive aus der Vorkriegs-Fabrik in Berlin. Welche andere Dimensionen zeigt ein solches Fest! Und auch hier zeigt sich in der Haltung großer Massen die edle Anlage des deutschen Volkes neben dem segensreichen Einfluß dieser neuen Macht des Zeitgeistes, der großen Industrie, welche aus der Anwendung der Wissenschaft auf das Leben entsprungen ist. Es gibt ja Leute genug, welche meinen, vor diesen wahren Festen des Zeitgeistes trete alles Treiben der Universitäten als veraltet und überholt in den Hintergrund. Wer aber von den jenaischen Festen kommt, hat hoffentlich die Ueberzeugung bestärkt, daß das deutsche Geistesleben diese Stätten nimmer entbehren darf, um seine Vornehmheit und seine Schlichtheit, so wie die reine Begeisterung zu bewahren, durch deren Antheil auch allein die Industrie geistige Macht und sittliche Würde gewinnt.

Bilder aus Griechenland.

5.

Die heutigen Athener. — Die deutsche Niederlassung in Grakli.
Pfungsten am Pentelikon.

Sehr selten sieht man auf den Straßen von Athen Bettler, und ebenso selten Betrunkene. An Schenken mangelt es keineswegs, aber der Grieche ist mäßig und sparsam, und wenn man die Gäste in den Wirthshäusern beobachtet, wie sie stundenlang bei einem kleinen Glase sitzen, begreift man nicht, wovon die

Wirthe leben. Dagegen scheinen die Frauen den Pug sehr zu lieben, und man erzählt manche hübsche Anekdote von der Art, wie sich unbemittelte zu eleganten Toiletten verhelfen. So versetzte unter anderm die bessere Hälfte eines Lieutenants den Kessel, in welchem sie dem Herrn Gemahl seine Suppe kochte, um sich einen Pamelahut zu kaufen, der ihr leider von jenem auf eine hier nicht näher zu beschreibende, an Eulenspiegel erinnernde Weise verdorben wurde. Sonst hört man von dem Familienleben fast nur Gutes, und wenn die Frauen im Allgemeinen eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen, so weiß die Skandalchronik, die sonst hier ziemlich reich ist, nur sehr wenig von Eheskandal zu berichten — ein Verhältniß, für dessen Erhaltung von höchster Stelle (ich meine das Boudoir des Schlosses) mit ebenso viel Wachsamkeit als Energie gesorgt wird. Auch nach andern Richtungen hin hebt sich die Sittlichkeit, wenn es auch noch vor kurzem vorkommen konnte, daß ein Offizier auf einem Ball sich die Taschen untersuchen lassen mußte, weil er den Empfang eines Armbands ableugnete, welches ihm von seiner Tänzerin zum Aufheben anvertraut worden war, und wenn auch ein Gutsbesitzer, ebenfalls vor kurzem, sich dadurch Lob erwerben konnte, daß er eine Summe, die ihm zur Verbesserung einer Korinthenpflanzung geliehen worden und die er, durch die Traubensäule in seinen Erwartungen getäuscht, vor Gericht abgeschworen hatte, später, als ein gutes Jahr kam, wenigstens zum Theil zurückzahlte. Die Leute nannten das edel und hochherzig gehandelt; er hätte das Geld ja ganz behalten können. Räuber gibt es vorläufig nicht in Griechenland. Seitdem die Königin das erste Todesurtheil unterschrieben, haben Pulver und Blei und die Guillotine fleißig unter dem Gesindel aufgeräumt. Das jetzige Ministerium, welches überhaupt viel gelobt wird, scheint die letzten Banden ausgerottet zu haben, und der Kriegsminister Smoleniz hat durch ein System von Patrouillen und Wachtposten, die durch ganz Nordgriechenland vertheilt sind, gesorgt, daß die Neigung des albanesischen Volksstammes zu derartiger Romantik in Schranken gehalten wird. Das Gefühl vollkommener Sicherheit ist damit allerdings noch nicht gewonnen. Sechs Wochen vor unsrer Ankunft noch hatte ein Fleischer aus dem Piräus mit einer starken Schar das Land bis auf eine Stunde von Athen durch Blutthaten in Schrecken gesetzt, und niemand weiß zu sagen, ob der Gebrauch, wenn eine Partei ein anderes Cabinet wünscht, Räuberbanden auftreten zu lassen, um die Unfähigkeit der Minister zu gehöriger Sicherstellung der Bürger darzuthun, für immer außer Übung gekommen ist. Ueber die Constitution vernahm ich allgemein ungünstige Urtheile, und von einer eigentlichen parlamentarischen Regierung ist nicht die Rede. „Wenn es dem König heute beliebte, die Verfassung aufzuheben, so würde kein Hahn darüber krähen,“ äußerten sich verschiedene wohlunterrichtete Stimmen. Parteien, die auf Principien gegründet sind, gibt es nicht, man kennt nur persönliche, höchstens lo-

cale Interessen. Die Wahlen sind durchweg abhängig von dem Willen der Regierung, und selten geschieht es, daß einer ihrer Candidaten durchfällt.

Die Polizei scheint gut zu sein. Wir hatten in einem Wirthshaus auf dem Wege von Argos nach Tripolizza einen Plaid liegen lassen. Ein Brief an den Wirth, in dem wir baten, den Plaid nach Korinth zu schicken, blieb ohne Erfolg. Wir wendeten uns nun in Athen an die Centralpolizeistelle, und vor einigen Tagen bekam ich die Nachricht, der Verlorene sei wohlbehalten in Triest eingetroffen. Daß dieser Fall aber nicht vereinzelt dasteht, zeigte die Zuversicht unsres Dragomans, als er uns über den Verlust beruhigte.

Von Fremden wohnen in Athen besonders viele Franzosen, wie denn die französische Sprache hier selbst häufiger gehört wird, als die sonst im Orient gewöhnlich zur Verständigung mit den Eingebornen dienende italienische. Engländer befinden sich hier verhältnißmäßig wenige, was bei der erklärlichen Abneigung des Volks vor der britischen Nation begreiflich ist. Symbolisch darf man es auffassen, daß die Wohnung des russischen Gesandten dem königlichen Palaste am nächsten liegt. Von Deutschen halten sich hier jetzt nur etwa zweihundert auf. Früher waren die Spitzen der Civilverwaltung und viele Offiziere Deutsche. Die Revolution von 1843 entfernte sie bis auf diejenigen, welche als Philhellenen für das Land gefochten hatten. Gegenwärtig besteht die deutsche Colonie in Athen nur aus den Mitgliedern der preußischen und österreichischen Gesandtschaft, aus den Personen, die zum Hofstaat des Königs und der Königin gehören, einem katholischen und einem lutherischen Hofprediger (letzterer ist ein vertriebener schleswig-holsteinischer Geistlicher von der friesischen Insel Sylt), mehren Aerzten, einem Bildhauer, einem Buchhändler, einem Agenten des Lloyd und einer Anzahl von Handwerkern. Einigen von diesen Herren danke ich angenehme Stunden und mancherlei Belehrung, und diesen rufe ich hiermit, so weit sie Leser der „Grenzboten“ sind, herzliche Grüße zu.

Zum Schluß mag noch die Curiosität Erwähnung verdienen, daß Sachsen in Athen nicht, wie man erwarten sollte, durch den preußischen Gesandten, dessen Vermittlung schon der Zollverein nahe zu legen scheint, sondern durch den schwedischen vertreten ist, der nicht einmal deutsch versteht.

Das Geld, welches in Athen im Umlauf ist, besteht fast nur aus fremden, und vorzüglich aus deutschen Münzsorten. Griechische Thaler kamen uns niemals zu Gesicht. Drachmen (sie haben einen Werth von etwa $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen) sieht man kaum anders verwendet als zum Halschmuck der Bauer mädchen. Als Scheidemünze dienen Fünf- und Zehnleptastücke von Kupfer. Von Silbermünzen cursiren hauptsächlich Zwanziger, österreichische und sächsische Gulden und alle möglichen Speciesthaler des weiland römischen Reichs: kurbälzische, kurbaierische, kursächsische, braunschweigische, nürnbergische u. a. mit Jahreszahlen bis hinauf zum dreißigjährigen Kriege. Welche Zickzackreise

mögen die fürstlichen Perückenträger auf ihnen gemacht haben von dem Prägestock des Münzmeisters an Rhein und Elbe bis herunter zum Fuß der Akropolis, und was für Abenteuer würden sie erzählen können, wenn sie Stimme hätten!

Wir hatten erfahren, daß sich zwei Stunden nördlich von Athen eine Colonie von deutschen Landleuten befinde, und nachdem unsere erste Wanderung durch die Stadt beendigt war, machten wir uns eines schönen Morgens auf den Weg dahin. Der Ort heißt nach einem Heiligthum des Herakles, welches dort herum gestanden haben soll, Grafli und ist ohne viel Fragen zu finden. Auf der von den Franzosen während der Occupation angelegten Chaussee, welche die Fortsetzung der Aeolusstraße bildet, gelangten wir kurz nach Sonnenaufgang nach dem Dorfe Patissia. Vor uns hatten wir das prächtige Bild der violetten Gipfel und Flanken und der blauschwarzen Schluchten des Parnes und Pentelikon, links die baumreiche Niederung des Kephissus, in welcher Nachtigallen ihren Hymnus auf die Morgensohne sangen, rechts Gerstenfelder und mit Unkraut und Lavendel bestandene Brachen, über denen sich die spige Felskuppe des Lykabettus und weiter nördlich ein ähnlich geformter Hügel erhob. Ein Stück weiter zweigt der Weg rechts von der Chaussee ab und führt an einer einsamen Wassermühle vorüber durch eine morastige Niederung, neben welcher der Fels in großen Blöcken aus dem Erdreich tritt. An dem Bache, der die Mühle treibt, erfreute uns zum ersten Male wildwachsender Oleander mit seinen anmuthigen rothen Kelchblumen. Doch sahen wir hier zugleich die erste griechische Schlange. Als wir, verfolgt von dem „Breketeky Koag Koag“ aristophanischer Frösche, nach dem Kamm der vor uns liegenden Hügelwelle hinaufstiegen und oben in der Ferne das Thürmchen der kleinen gelben Kirche von Grafli erblickten, ließen wir uns, indem wir in einer halben Stunde in dem Orte zu sein meinten, während es noch reichlich doppelt so weit dahin ist, zum ersten Male von der Klarheit der griechischen Luft über Raum und Zeit täuschen. Endlich begegnete uns einige hundert Schritte von hier auf einem mit zwei kleinen dünnen Säulen bespannten Leiterwagen der erste Bewohner der Colonie. Die deutsche Bauerntracht, die Maserpfeife ließ ihn trotz des gewaltigen griechischen Schnurrbarts nicht verkennen. Auf unser „Guten Morgen“ hielt er an, und nicht sobald hatte ich ihn nach den Verhältnissen der Niederlassung gefragt, als er im gediegensten Südbaierisch eine ganze Vitanei von Klagen über seinen und seiner Mitansiedler kläglichen, jämmerlichen, erbärmlichen Zustand vortrug, so daß ich, wenn mir nicht zu rechter Zeit noch eingefallen wäre, daß eines Mannes Rede keines Mannes Rede ist, umgekehrt sein würde, um mich nicht unnügerweise zu ärgern.

Er war aus der Gegend von Ingolstadt und mit dem König als Man

herübergekommen. Später hatte er mit seiner Frau, einer Tirolerin, auf dem Pentelikon für die deutschen Steinmeger, die dort für den Residenzbau arbeiteten, eine Wirthschaft gehalten und damit viel Geld verdient. Als diese weggegangen, hatte er ebenfalls weggewollt, sich aber von den Beamten bereden lassen zu bleiben und einen Contract zu übernehmen, durch den er sich verpflichtete, Steine für den Bau zu fahren. Zu diesem Zweck hatte er seine Ersparnisse in Wagen und Pferde gesteckt. Da war plötzlich der Vertrag aufgehoben erklärt und ein Grieche als Fuhrmann bestellt worden. Es war unserm Deutschen nichts übrig geblieben, als sein Geschir sammt seinen vierzehn Pferden für die Hälfte des Werthes zu verkaufen und dann sein Recht zu suchen. Das hatte er gethan, aber zunächst nur Vertröstungen erlangt. Ein Fußfall vor dem König war erfolgreicher gewesen. Man hatte ihn auf das Hofmarschallamt gerufen, ihm 2100 Drachmen Entschädigung zugesagt, ihm auch sofort ein Drittel der Summe ausgezahlt und den Rest abzutragen versprochen, wenn es mit der Kasse besser stünde. Es hatte sich indeß damit nicht so rasch bessern wollen, und inzwischen war die Revolution von 1843 drein gekommen und das „Syntagma“ — die Verfassung — „wo der gute König nicht mehr konnte wie er wollte“, und so hatte der Mann trotz fleißigsten Querulirens und Petitionirens keinen Lepta mehr bekommen. „Wäre es nach meiner Frau gegangen,“ schloß er sein Klagelied; „so hätten wir uns, wie es mit der Wirthschaft aus war, heimgemacht, und ich hätte mir für meine fünftausend Drachmen in Baiern ein hübsches Bauergütchen angeschafft. So aber bin ich mit dem verdammten Fuhrwerk und dem vermaledeiten Syntagma (hier spuckte er in die Hände und knallte seinen Ingrim mit einem zornmüthigen Peitschenschwung aus, bei dem er mir wie ein bösgemachter elektrischer Mal vorkam) ein armer Teufel geworden, der (hier knallte die Peitsche abermals) nicht einmal ein ordentliches Hemd auf dem Leibe hat.“

Von der Niederlassung, der er seit funfzehn Jahren angehörte, wußte er ebenso wenig Erfreuliches zu melden. Sie wäre auf 36 Familien berechnet gewesen, es befänden sich aber nur noch 24 dort. Die übrigen wären verdorben und weggezogen. Man hätte ihnen meist schlechtes Land angewiesen, und so bauten sie wenig mehr als etwas Wein, und auch der wäre ihnen jetzt drei Jahre hintereinander verhagelt. Dazu käme, fuhr er fort, daß die Colonisten nur zum kleinsten Theile ursprünglich Bauern, sondern hauptsächlich Handwerker und zwar meist Schneider gewesen seien, die als Soldaten ins Land gekommen wären. „So wußten sie sich nicht zu helfen,“ endigte er seinen Bericht, „und in ihrem Aerger darüber, daß es nicht vorwärts wollte, tranken sie zu viel von ihrem eignen Wein, und da ist mehr als einer drin stecken geblieben, und auch mit uns andern steht es so, daß wir heutigen

Tages alle miteinander anspannten und heimführen, wenn wir dort nicht betteln gehen müßten.“

Wir hörten noch, daß die Colonisten mit Ausnahme von zwei Familien katholisch seien, daß sie zusammen nur 12 Pferde, 2 Esel, 5 Kühe und etwa 70 Schafe besaßen. Dann schieden wir mit guten Wünschen, an deren Erfüllung wir aber selbst nicht glaubten.

Das Aeußere des Mannes und seines Geschirrs schien seine Klagen zu bestätigen. Dem Dorfe dagegen sah man es von der Seite, wo wir uns ihm näherten, eben nicht an, daß sich hier nicht gut Hütten bauen ließ. Wir trafen mehre Arbeiter vor demselben, einen mit dem Pflug offenbar guten Boden lockernd, einen andern nebst einer Frau mit Garbenbinden beschäftigt. Munter spielte am Wege eine kleine Lise, neben ihr ein kleiner Mitro. Eine schnatternde Gänseherde, die uns mit schweren Bäuchen entgegenwatschelte, ließ mir behagliche Gedanken an heimische Martinsgänse und die dazu gehörige Fülle von Aepfeln und Beifuß durch den Busen streichen. Aus tiefgrünen Gärten mit breitwipfeligen Feigen- und Maulbeerbäumen, aus Wein- und Olivenpflanzungen blickten die rothen Dächer recht freundlich hervor. Neben orientalischen Cypressen stand doldenreich nordischer Flieder, der seinen Duft mit dem der Nebenblüte mischte.

Wir gingen zwischen den ersten Häusern durch, und das Bild, das wir jetzt vor uns hatten, rief sofort die traurige Schilderung, die der Ingolstädter gegeben, zurück. Die Colonie sah hier wie ein etwas in die Länge gestrecktes, ungewöhnlich übel gehaltenes deutsches Dorfarmenhaus aus. Sie ist in Form eines Winkelmaßes angelegt, jedes Haus wie das andere gebaut, nur an einer Stelle ein Zwischenraum. In der Mitte des Platzes vor den beiden Häuserfronten steht die Kirche, daneben die Wohnung des Priesters, die einzige freundlich blickende. Die übrigen machten sämmtlich grämliche Gesichter. Bei dreien war das Dach eingefallen. Vor einigen hatte man ein Stück Land mit niedrigen Erdwällen zu kleinen Gärten eingezäunt, die aber wüst lagen, und in denen sogar das Unkraut nur kümmerlich wuchs. Selbst das Gärtchen des Priesters hatte nichts als einige Stengel Löwenmaul, etliche Mohnblumen und zwei oder drei dürftige kniehohe Pinien und Silberpappeln aufzuweisen. Daß wir eine Viertelstunde auf dem Platze hin und hergehen konnten, ohne daß ein Mensch aus einer der überall verschlossenen Thüren trat, oder auch nur ein Hahn krächte, eine Kuh sich hören ließ, ein Hund bellte, steigerte den Eindruck der Verkommenheit, Verdrießlichkeit und Niedergeschlagenheit, den das Ganze machte. Wir pochten an ein Fenster, niemand antwortete. Drin war nichts als ein alter gebrechlicher Tisch, ein Holzschemel und ein auf den Boden gebreitetes Bett. Durch ein zweites Fenster blickend, gewahrten wir dasselbe fahle Bild der Armuth. Endlich ging neben uns eine Thür auf, und eine

8881 III 11104974

wohlgenährte Frau mit einer Brille auf der Nase fragte, was der Herren Begehr sei. „Suchen die Schenke. Wollen Graflwein kosten,“ sagten wir, dem Himmel dankend, wenigstens ein menschliches Gesicht und noch dazu ein so behäbiges zu sehen. „Die Schenke ist hier, wenn Sies so nennen wollen,“ erwiderte der Mund unter der Brille. Mit dem Wein freilich stände es übel. Der Hagel hätte nichts wachsen lassen. Sollten aber nur eintreten, die Herrschaften. Wollte suchen, ob noch 'ne Flasche im Keller wäre.

Die Stube war so ärmlich wie die beiden andern, in die wir gesehen. Indes hatte sie einen Tisch und etliche Stühle mehr, auch gab es darin einen jener alten schwarzwälder Seiger, die zu jeder rechtschaffnen Dorfschenke gehören. Schon das stimmte gemüthlich. Die runden Formen der Wirthin und ihre freundliche Gesprächigkeit thaten ein Uebriges, und als sie nach einer Weile mit einer Flasche „vom Besten“ wiederkam und wir das köstliche, durch Farbe und Geschmack an unsern Steinwein erinnernde Maß kosteten, war der üble Eindruck von draußen rasch vergessen. Während wir tranken, unterhielt uns die Frau mit ihrem Schicksal. Sie war als Marktenderin nach Griechenland gekommen, hatte den Feldzug der Baiern gegen die Mainoten mitgemacht, war dabei verwundet worden und hatte sich endlich mit ihrem Mann hier niedergelassen. Leichtem Sinnes schien sie sich in ihre Lage mit guter Manier zu schicken. Bald nachher kam der Mann vom Felde heim. Er sah aus, als ob er nächst dem lieben Gott, der den Hagel geschickt, die meiste Schuld an der Weinebbe im Keller trüge; im Uebrigen war er eine brave alte Soldatenhaut. Auch spielte er uns, zum Dank dafür, daß wir ihn zum Mittrinken einluden, ganz artige Schnaderhüpferln auf einer alten Zither vor, die uns auf so muntere Laune brachten, daß wir den Vorschlag machten, zur zweiten Flasche uns den Herrn Pfarrer holen zu lassen. Die Wirthin glaubte, der geistliche Herr werde es uns nicht abschlagen, und schickte ihm unser Compliment, und es währte nicht lange, so sahen wir ihn in seinem schwarzen Kamelottalar über den Platz auf das Haus zuschreiten. Ich bemerkte sofort, daß wir es mit einem Mann zu thun hatten, der, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, die Welt zu nehmen wußte, wie sie war. Er schien bei den Leuten beliebt zu sein. Schon die zweite Flasche, die noch viel besser als die erste war, bewies das. Auch wir wurden bald die besten Freunde, und als wir seiner Einladung, bei ihm den Kaffee zu trinken, gefolgt waren, zog er den schon im Wirthshaus gelüfteten schwarzen Rock ganz aus und war wieder einmal der alte Student, der er noch vor vier Monaten gewesen. Aus einer Schublade kam das blaurothweiße Band der Pfälzer zum Vorschein, denen er in München angehört. Auch ein geschriebenes Commersbuch war vorhanden, und der Pastor hielt es nicht für einen Raub, mit mir den „Landesvater“ zu probiren. Das stille Pfarrhaus, in dem die schöne feierliche Weise sicher zum

ersten Mal erklang, mag sich baß darüber gewundert haben, die kleinen Schwestern, die dem Geistlichen haushalten, vermuthlich nicht minder; ich hoffe aber, daß es ein freudiges Verwundern war.

Der Pfarrer, aus Syra gebürtig, hatte zehn Jahre in Deutschland gelebt, und es war ihm da so wohl gegangen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als dorthin zurückkehren zu können. Während sein Vorgänger kein Wort von der Sprache seiner Gemeinde verstanden hatte, redete er so gut Deutsch, als wir. Daß es ihm in der Colonie nicht behagte, war begreiflich. Sie ist eine Kranke, der nicht mehr zu helfen ist, und ehe zehn Jahre vergehen, wird sie verkümmert und verdorben sein wie jene andere Niederlassung von Deutschen, die schon vor Jahren in der Fieberluft von Argos erstickte. Vielleicht wäre sie besser gediehen, wenn man sie, wie ursprünglich beabsichtigt, in der Ebene von Eleusis gegründet hätte. Aber auch dort wächst Wein, und auch dort hätten die alten Soldaten, die man hier zu Bauern machen wollte, mehr von dem Gewächs getrunken als verkauft, und auch dort hätte das „böse Auge“, mit dem die Griechen die deutschen Ansiedler ansehen, seinen verderblichen Zauber geübt.

Nach dem Kaffee machten wir, in Begleitung des Pfarrers, einen Ausflug nach dem eine Stunde von hier ungemein anmuthig gelegenen Kephissia, wo der König einen Theil des Sommers zuzubringen pflegt. Die Hitze war außerordentlich stark, ein förmlicher Brand, grimmig wie der Brand um die drei Männer im feurigen Ofen, bei dem wir den Schatten der uralten Platane vor dem Kaffeehause und die Kühlung der Quelle, die daneben sprudelt, doppelt wohlthuend fanden. Um uns tummelten sich Soldaten, die hier einen Wachtposten gegen die Räuber bilden. Im Kaffeehause saßen Justanellen-träger, Tschibbuzs und Papiercigarren rauchend. Am Brunnen schöpften Frauen in albanesischer Tracht mit großen alterthümlichen Amphoren die klare Flut. Ein Tabulettträger mit einem Geselein zog vorüber und sang mit langgezogener Tone „Amerikani Kopani!“ amerikanische Waaren. Durch den Wipfel des Baumes sandte die Sonne in das grüne dämmernde Paradies zitternde Lichter. In der That, es zeigt einen guten Geschmack, daß König Otto oft an dieser Stelle weilt, und wenn ein Leser dieser Zeilen einmal denselben Ausflug macht, so ist er gebeten, außer Frau Barbara Taglauer im Wirthshaus von Grafli und ihrem wackern kleinen Pastor auch die Dryade in der Platane von Kephissia für ihre Gastfreundschaft dankbar von mir zu grüßen.

Am nächsten Tage wurde die Akademie und der Kolonoschhügel besucht und Abends im Anblick des Parthenon bei Mondschein geschwelgt. Als wir von der Akademie zurückkehrten, sahen wir Kinder der Vorstadt das Spiel spielen, welches in Sachsen die meißner oder die merseburger Brücke heißt und auch in England unter dem Namen „Oranges and Lemons“ vorkommt.

Das Lied, das dazu gesungen wurde, war mir unverständlich, das Verfahren aber genau so wie bei uns. Zwei Kinder treten sich gegenüber, reichen sich die gehobenen Hände, bilden damit eine Art Thor und bestimmen dann heimlich, welche Seite Himmel oder Hölle, Orange oder Citrone sein soll. Hierauf kommen die übrigen, sich an den Händen fassend in langer Reihe gegen dieses Brückenthor angelaufen und schlüpfen, während ein bestimmtes Lied gesungen wird, unter den emporgehaltenen Armen durch, bis diese als Fallgatter auf den letzten herunterfahren. Dieser hat nun zu wählen, ob er in den Himmel oder die Hölle, zur Orange oder Citrone will. Die andern beginnen ihren Lauf von neuem durch die Thormöschung, um abermals den letzten im Fallgatter zurückzulassen. Nachdem endlich alle gefangen sind und sich entweder auf die eine oder die andere Seite gestellt haben, schließt das Spiel mit einem Ringkampf zwischen den Parteien. Es nahm sich recht artig aus, wie die kleinen Rothkäppchen und Justanellen durch die Brückenthür galopirten.

Den folgenden Tag wurde der Akropolis ein dritter Besuch abgestattet. Später sahen wir vor dem Schloß die Parade und oben am Fenster den König, der noch immer die Nationaltracht trägt. Dann hörten wir in der Kapelle des Palastes mit der Königin und der Mehrzahl der übrigen in Athen lebenden Protestanten die Pfingstpredigt Pastor Hansens, die von derselben Kanzel gehalten wurde, auf der eine halbe Stunde vorher der katholische Kaplan des Königs gesprochen hatte. Der König sah kränklich aus und scheint schlechte Augen zu haben. Seine Gemahlin ist noch immer eine schöne stattliche Dame und noch immer die passionirte Reiterin von ehemals. Sie soll übrigens nicht so beliebt sein, als ihr Gemahl, vielleicht weil sie energischer durchgreift, vielleicht auch weil ihre Fürsorge für das moralische Wohl ihrer Unterthanen sich bisweilen über Gebiete erstreckte, welche die davon Betroffenen für privates Territorium hielten.

Für den zweiten Pfingsttag war mit andern Deutschen ein Ausflug nach dem Pentelikon verabredet, an dessen Fuß das Landvolk von Attika an diesem Tage alljährlich ein Fest feiert, bei welchem Männer und Weiber im besten Putz erscheinen, auf dem Rasen gelagert schmausen und dann die Romaika tanzen. Wir fuhren in der Frühe in zwei Wagen hinaus. Der Weg führt östlich vom Lykabetus durch Felder und haideartige Flächen, auf die von Osten der Hymettus herabschaut. Vor uns und hinter uns und seitwärts wimmelte es von Leuten zu Wagen und zu Pferd, die auch zum Feste wollten, und namentlich von den Dörfern links von der Straße schlängelten sich auf Nebenwegen lange Züge von Männern und Frauen hin, die in die buntesten Farben gekleidet waren. Nach einer Fahrt von etwa dritthalb Stunden waren wir am nördlichen Ende des Hymettus, der hier in schöner Verkürzung und

in einer Beleuchtung wie ein halbdurchsichtiger Edelstein vor uns lag und neben dem man durch einen Paß in einen ebenfalls mit einem prächtigen Blauröth übergoßenen Kessel hinabblickte. Vor uns stieg die Straße an der Flanke eines der Vorberge des Pentelikon ziemlich steil bergan. Daneben ging eine bewaldete Schlucht hinab. An deren oberem Ende wirbelten zwischen den Wipfeln dunkelgrüner Bäume lichtblaue Rauchsäulen auf, die Zeichen der Kochfeuer, an denen man den Festschmaus bereitete. Hinter den Bäumen birgt sich ein Kloster mit einer kleinen Kapelle, über dem sich die Wege nach den Marmorbrüchen des Pentelikon hinaufwinden. Wir ließen unsre Wagen vor dem Kloster, warfen einen Blick durch die Baumwipfel, welche die lichte Ebene darunter und den blauen Himmel über ihr wie ein dunkler Rahmen einfaßten, und unternahmen dann, da noch wenige der Festtheilnehmer sich eingefunden hatten, eine Tour nach den Brüchen, die etwa auf der halben Höhe des mit niedrigen Bäumen, Stacheln, Pinien, Arbutus, auffallend großen Haidebrautbüschen, Wachholder und Ginster bewachsenen Berges neben einer tiefen Schlucht sich befinden und ziemlich ausgedehnt sind.

Als wir zurückkamen, war vor und hinter dem Kloster das Fest im vollen Gange. Ueberall war die Atmosphäre von dem Fettdampf der Lämmer erfüllt, die da und dort an langen Holzspießen gebraten wurden. An den Zweigen der Bäume hingen fertige Braten, und daneben die Bliese, die sie bekleidet. Auf dem Rasen saßen Männer und Frauen in langen bunten Reihen auf Teppichen und schmausten. Andere standen in malerischen Gruppen umher. Noch andere schickten sich an, dem Rufe von Trommel und Schalmei zu folgen, die hier und da bereits zum Tanze lockten.

Wir gingen von Gruppe zu Gruppe. Es mochten gegen fünfhundert Personen zugegen sein. Männer wie Frauen trugen das rothe Fez, das bei jenen die bekannte blaue Seidenquaste hatte und doppelt so hoch als das türkische war, während das der Weiber gewöhnlich eine Gold- oder Silbertrödel trug und überdies bei einigen ringsum mit türkischen, griechischen, deutschen und selbst byzantinischen Gold- und Silbermünzen benäht war. Aehnlich war der Hals geschmückt. Als Oberkleid trugen die Frauen eine ärmelloße Tunica von weißem, sehr starkem Wollenzug, die auf dem Rücken, auf der Brust, an den Säumen und vorzüglich in den Ecken mit schmalen und breiten Borten meist von schwarzer, bisweilen aber auch von rother, brauner und blauer Farbe kunstvoll besetzt war. Das bei der Mehrzahl sehr reiche Haar fiel über den Rücken herab in langen Zöpfen, deren Enden in Metallhülsen staken, welche Aehnlichkeit mit unsern Stricknadelscheiden hatten. Ueber die Brust, die nur durch das Hemd bedeckt war, wurde das Kleid durch Silberspangen zusammengehalten, das mit langen Armen versehene, baumwollene Unterkleid war ebenfalls mit Bortenschmuck geziert.

Um den Leib ging ein fünf bis sechs Zoll breiter Gürtel. Einige hatten sich durch blumige Kattunkleider schöner zu puzen geglaubt. Manche trugen noch ein Tuch über das Fez geschlungen. Unter den zwei- bis dritthalbhundert Frauen, die wir sahen, waren nicht mehr als zwei oder drei, deren Züge für hübsch, keine, die für regelmäßig schön gelten konnte. Bei den Männern bekleidete den Oberleib eine enganliegende Weste, die ohne Aermel war und vorn, bis auf wenige Knöpfe offen, das schön gefaltete Hemd sehn ließ. Der Hals bleibt unbedeckt. Ueber die Weste wird eine Jacke gezogen, die weitgeschlitzte Aermel wie ein Husarendolman hat und mehr oder weniger mit Borten und Schnurenzierrath benäht ist. Von den Hüften herab fällt bis auf die Knie die weiße Justanella, die ursprünglich nur das über die Beinkleider gezogene Hemd war, jetzt aber zu solcher Weite gediehen ist, daß sie sich in Hunderten von kleinen Fältchen in einer Dicke von mehren Zollen um die Schenkel zieht. Ein breiter Gurt von rothem Leder verbindet Weste und Justanella. Die Beine sind von den Knien bis auf die Knöchel mit rothen, blauen oder braunen Tuchgamaschen bedeckt, die mit Stickerei geschmückt sind, und den Fuß bekleidet der bekannte rothe Schnabelschuh des Orients. Die Mäntel, welche Einzelne trugen, waren von dickem weißem Fries, innen zottig wie ein Schaffell und an den Säumen mit ebenfalls weißen Stickereien verziert.

Die Schmausenden zeigten, daß es weder der Teller, noch der Messer und Gabeln bedarf, um fröhlich und selbst ziemlich anständig zu tafeln. Ihr Sitz war ein bunter Teppich, auf dem die meisten wie die Türken mit untergeschlagenen Beinen saßen, ihr Tischtuch, und Teller eine Lage von Blättern, ihre Gabel jene fünfzinkige, deren sich bei uns nur die Kinder bedienen. Ein Messer hatte nur der Vorscheider jeder einzelnen Gesellschaft. Gläser waren nicht vorhanden, man ließ den Wein in einer der großen schweren Holzflaschen von Mund zu Mund gehen, welche einen der integrirenden Bestandtheile des Hausraths der griechischen Bauern bilden. Nirgend sah ich Betrunkene, und die Prügelei, die bis vor kurzem jede deutsche Kirrnes beschließen mußte, scheint hier nicht Nationalvergnügen zu sein. Allenthalben, wo wir zu einer Gruppe traten, rief uns der Vorsitzende mit dem Worte „Patriotis“ zu sich und überreichte uns auf einem Blatt oder an der Spitze seines Messers ein Stück Lammbraten und dann die große Gesellschaftsflasche.

Allmählig hörte das Schmausen auf, und hier und dort hüpften bereits ferner gelagerte Gesellschaften, daß die Justanellen in weiten Bogen flogen. Auch im Centrum des Lagers begann der Takt der Romaila die Beine in Bewegung zu setzen. Eine große Trommel, oben mit einem dicken Klöpfel, unten mit einer dünnen Ruthe geschlagen und eine kleine quäkende Schalmei ließen sich lauter und lauter hören. Die Zechgesellschaften bildeten Kreise. Ein Vor-

tänzer begann erst gemessen, dann lebhafter, zuletzt bisweilen mit dem wildesten Niederducken und Emporschneellen die Tour anzugeben, die nichts als ein taktmäßiger Ringelreigen ist. Der nächste faßt einen Zipfel des Taschentuchs, welches jener ihm zum Anhalt reicht, der dritte Tänzer die linke Hand des zweiten und so fort in der Reihe. Die Frauen bilden den Schweif der Schlange; wenn Kinder da sind, tanzen auch diese nach Kräften mit. Während die Männer in der Regel die Sprünge des Vortänzers nachahmen, wird der Tanz von den Weibern nur gegangen und nichts in ihren Zügen verräth, daß der Reigen ihnen Freude macht. Zuweilen tritt ein Tänzer und eine Tänzerin aus dem Kreise, der dann stehen bleibt, und jener tanzt eine Art Pantomime, aber mag er sich noch so lebhaft wenden und drehen, in die Knie knicken und wieder emporfahren, seine Partnerin bewegt die Füße nicht viel mehr, als ein Marmorbild sie bewegen würde.

Im Ganzen ist der Tanz, der viel Aehnlichkeit mit dem „Kolo“ der Serben haben soll, nicht ohne Anmuth, und namentlich fand ich das Spiel der Füße recht graziös. Indeß hat er zu wenig Abwechslung, und ihm aus dem Grunde, weil er aus dem Alterthum stammen soll, stundenlang zuzusehen, war nicht meine Sache. Die Begleiter waren ähnlicher Ansicht, und nachdem wir noch einen Blick aus der Ferne auf das Gesamtbild geworfen, welches die einzelnen tanzenden Kreise zusammenfaßte, fuhren wir nach Athen zurück, wo wir grade noch zu rechter Zeit ankamen, um von der Kapelle auf dem Gipfel des Lykabettus einen der schönsten Sonnenuntergänge über den Bergen des Peloponnes flammen zu sehen.

Die türkischen Finanzen.

Unter den Symptomen der Krankheit, an welcher die Türkei leidet, pflegt die von Jahr zu Jahr sich steigende Unordnung in ihren Finanzen als eins der bedenklichsten, ja als ein Zeichen der Unheilbarkeit angesehen zu werden. Eine genauere Betrachtung der Sache aber zeigt, daß dies ein Mißverständniß ist. Allerdings ist die erste Bedingung einer starken Regierung Ordnung in ihren Geldangelegenheiten, und allerdings herrschte in den Geldangelegenheiten der Türkei seit geraumer Zeit schon und herrscht in vielen Beziehungen noch jetzt das Gegentheil von Ordnung. Aber der Grund davon ist nicht sowol in den allgemeinen Zuständen des türkischen Staatswesens, als vielmehr in den